

unge ergeben, war der große Unterschied, der sich in der Feinheit der Geruchsempfindung zwischen den männlichen und weiblichen Beschäftigten ergab. Es waren vierundzwanzig Männer und achtunddreißig Frauen zu dem Experimenten benutzt worden; alle gesund, jung und kräftig und der verschiedensten Lebenslagen angehörig, nur solchen nicht, in denen ein bestimmter vorhergehender Geruch die Empfindungsfähigkeit für andere Gerüche abgestumpft oder modifiziert. Und da ergab sich das überraschende Resultat, daß die Männer im Durchschnitt einen ziemlich genau doppelt so feinen Geruch hatten wie die Frauen. Die Blausäure z. B. war für alle Frauen ohne Ausnahme schon in einer Wasserlösung von 1 auf 20 000 nicht mehr wahrnehmbar, während die meisten Männer sie noch in der Lösung 1:100 000 nachwiesen. Zitronensäure, die von den Männern noch in 1:250 000 erkannt wurde, rochen die Frauen nur bis zu Lösungen von 1:100 000, bedurfte also mehr als doppelt so starker Anreize. Dasselbe Resultat ergab sich für Knoblauch und die anderen Substanzen. Es geht daraus zweifellos ein allgemeines Gesetz hervor, und dieses Gesetz lautet: Der Mann hat ein viel feineres, vielleicht ein doppelt so feines Geruchsbemerkungsvermögen als das Weib.

Afrikanische Erlebnisse.

Hauptmann G. Riehlmann, der unter Witmann gegen die Araber von Ostafrika kämpfte, hat seinen ein Buch, „Meine Erlebnisse in der Wismann-Truppe“ (Magdeburg, Kreuzische Verlagshandlung) herausgegeben, das mancherlei Einblicke in die arabischen Verhältnisse gewährt. Hier ist folgende kleine Geschichte wiedergegeben, die sich zwischen der neu angeworbenen Kompanie der Zulu-Soldaten und den deutschen Offizieren abspielte. Die Zulus konnten sich Anfangs nur durch den Dolmetscher Jofe verständigen, einem Wilschling, der im Rufe eines dankbaren Ehrenmannes stand. Eines Mittags — so erzählt der Verfasser — saßen die jungen Offiziere in dem Kasino von Bagamoyo, das sie sich in der Stadt improvisiert hatten, als plötzlich einer der schwarzen Diener hereinlief mit der Meldung, die Zulus rüsten aufzuziehen gegen das Haus an. „Na nu, was ist denn da los?“ „Schnell den Dolmetscher Jofe geholt!“ Mit diesem Ausruf sprang alles an die Fenster, und wirklich — da standen auch schon sämtliche Zulus, gerechelt in Reich und Glied. Einer von ihnen trat vor und hielt nun eine lange Rede an die oben am Fenster befindlichen Vorgesetzten, von denen natürlich keiner auch nur ein Wort zu verstehen vermochte, denn kein Europäer war der Zulusprache mächtig, und den Zulus wiederum war das Arabische die Sprache der Eingeborenen von Sansibar), das sie früher sehr gut erlernten, noch fremd. „Was die Kerls nur wollen?“ „Ich höre nur dies: „Jofe“! Sicherlich hat der Schlingel irgend etwas ausgefragt, wenn man nicht ohnehin, was!“ „Lassen Sie mich nur machen, ich werde schon alles in Ordnung bringen.“ „Ist jetzt der Führer der Zulu-Kompanie, Leutnant v. Wehden, den seine Ruße nicht so leicht verläßt. Darauf kommandierte er: „Stillstehen!“ Die Schwarzen standen bewegungslos da, und nun hielt er ihnen auf deutsch eine Rede, die darin gipfelte, sie seien gute Kerls und Jofe ein Hahnstee, er werde ihm die Sache schon einrichten, sie sollten nun aber ruhig nach der Kaserne gehen. Natürlich verstanden die armen Leutl. bei Sterbenswunden, aber das wiederholte „Jofe“ und die entsprechenden Gesten gelaßen ihnen offenbar. Leutnant v. Wehden kommandierte: „Nichts um, Bataillon marsch!“ Eichtlich beruhigt und befriedigt traten alle an und zogen ganz von selbst so, wie sie gekommen waren, nach der Kaserne zurück. Ausgenutzt hatte Jofe irgend etwas auf dem Gewissen: was freilich, das wußten die Offiziere, denn als er dann in der Kaserne vorgekommen war, lag er natürlich das Blane vom Himmel herab, obgleich man ihm sehr wohl anmerken konnte, daß ihm gar nicht wohl zu Rute war. Es wurde ihm daher gründlich der Kopf gewaschen und auch strengste verboten, sich mit der Zulus irgendwo zu schaffen zu machen, außer in seiner Eigenschaft als Dolmetscher. Damit war seine Sache abgethan und zugleich für die Zukunft

gepflegt, die Zulus aber waren durchaus zufrieden. Was Jofe eigentlich verbrochen hatte, haben die deutschen Offiziere niemals ergründet.

Häuberzügen in Spanien.

Die Züge der Individuen, die kürzlich aus dem Westabholer Zuchthaus entlassen worden waren, setzten sich am 19. h. zusammen, und mit Flinten, Säbeln und Dolchern bewaffnet, sowie mit Pferden versehen, führten sie einen Heberfall auf ein in der Nähe der erwähnten Stadt gelegenes Landgut aus. Der Eigentümer wollte sich wehren, jedoch die Flinte, mit der er auf die Angreifer feuerte, plagte beim ersten Schusse. Die Häuber drangen in das Haus ein, banden den Eigentümer, dessen Frau und Bedienten mit Stricken an ihren Betten fest und entführten alles bare Geld und sämtliche tragbaren Wertsachen. Daraus verfügten sie sich gegen 3 Uhr morgens auf ein benachbartes Gut und schiedten sich an, daselbe ebenfalls zu überfallen. Die Jofen hatten jedoch auf Widerstand sich bereit gemacht. Die Häuber waren verarmt worden, und sämtliche Bewohner des Gutes hatten sich, mit Gewehren versehen, auf das oberste Stockwerk zurückgezogen. Als die Häuber einen Sturmangriff bemerkten wollten, wurden sie mit einer gut gezielten Salve empfangen und mußten mit schweren Wunden sich zurückziehen. Sie pflogen Verwundung, ob sie einen zweiten Angriff wagen sollten; aber plötzlich erschien ein Trupp von berittenen Gen darmen, die durch die abgefeuerten Schüsse angezogen worden waren. Die Häuber feuerten ihre Flinten auf die Gen darmen ab und verwundeten schwer den Anführer, Korporal Nio, der eine Kugel in den rechten Schenkel erhielt; zwei Pferde wurden getötet und drei Gen darmen leicht verletzt. Nun begann ein erbitterter Kampf. Mit gezogenem Säbel stürzten die Gen darmen auf die Häuber, und nach einer Stunde gelang es ihnen, zwei Häuber niederzumachen und sieben gefangen zu nehmen; der Rest floh. Die Banditen zeichneten sich durch ihre unerhörte Tapferkeit aus. Einige von ihnen hatten sich während des Treffens unter die Pferde der Gen darmen geschlichen und töteten die Tiere mit Pfeilwunden und Dolchschüssen. Wenn Pferde sind in diesem Kampfe ungenutzt.

Indianergräuel in Bolivia.

Aus Tarija (Bolivien) erhält die Kölnische Volkszeitung eine Zuschrift, der wir folgendes entnehmen: Nicht allein hier im Süden dauert der Aufstand der wilden Indianer fort, sondern auch die Post vom Norden brachte uns die Nachricht, daß sich in der Nähe von La Paz die Wilden ebenfalls erhoben haben. Am 5. Januar hat in Chichunaco ein scharfschützer Heberfall stattgefunden. Die Wilden stürzten mit einer ungläublichen Grausamkeit auf die Einwohner und verhafteten jedes lebende Wesen, das ihnen unter die Hände kam. Der Bürgermeister von Chichunaco schrieb nach diesem Vorfalle nach La Paz, um sich von der dortigen Behörde Hilfe zu erbitten. Die Wilden, ungefähr 2000 an der Zahl, überfielen am 6. Januar die Hacienda des Güter von Lacaya, welche einem Kloster in La Paz gehören, und haben seit dem Tage den ganzen Strich unsicher gemacht. Es kam zu einem sehr blutigen Gefechte; die Einwohner wurden 20 verwundet und 5 getötet. Den Gefallenen folgen die Wilden, so heißt es, das Blut aus, schütten die Leichname in Sünde und vergraben sie. Die Einwohner von Lacaya fürchten, alle Opfer dieser Wilden zu werden, wenn sie nicht bald die von der Behörde zu bringende Hilfe erhalten. Ein Reisender, der von Chichunaco am Titicacaee kam, berichtet, daß die Wilden in großer Menge alle höchsten Punkte der Berge besetzt hätten, um sich von da aus an die Quäntel zu stürzen. Die Einwohner derselben fürchten aus die vielen kleinen Inseln im Titicacaee. Auch die gesessenen Indianer von Chichunaco selbst fürchten sich zum Kampfe, um ihre wilden Brüder bei einem Heberfalle zu unterstützen. Ihre Vereinigung würde aber durch ein von La Paz geschicktes Detachement Militär verhindert. Die

Wilden sind durch ihre günstige Stellung sehr im Vorteil, und der bolivianische Soldat hat dazu eine große Furcht vor den vergifteten Pfeilen mit Wiberhaken an der Spitze. Gestern brachte die Post aus dem Süden, von der Missionstation San Basual de Guacac, vom 23. v. datiert, die längst befürchtete Nachricht von dem Heberfalle der Mission St. Rosa de Gueno. Glücklicherweise hatte sich hier alle militärische Macht zusammengesezt, so daß der Heberfall der Wilden, welche ganz bezweifelst kämpften, abgelenkt wurde. Es wurden ihnen 60 Gefangene abgenommen und eine Anzahl Wilder getötet. Die Gefallenen wurden von den Wilden bei der Flucht in die Urwälder fortgeschleppt, wie dieses der Brauch bei diesen Stämmen ist. Von Chichunaco kamen Nachrichten vom 23. v. daß die Wilden in großer Anzahl die Höhen im Westen von Guacayo besetzt halten, um einen Heberfall auf die Christenbörger Tignipa, Machareti und Laraiti, ebenso auf die Mission San Basual de Guacayo zu unternehmen. Der Aufstand der Wilden soll, nach den neuesten Nachrichten aus den Missionen, durch folgenden Vorfall herbeigeführt worden sein. Vor etwa drei Monaten wurde ein sehr einflußreicher Indianer-Hauptling während eines heftigen Gewitters vom Blige getroffen. Er lag gelähmt und wurde von seiner Umgebung für tot gehalten. Aber nach sechs Stunden kam er wieder zur Besinnung und erklärte, von seinem Gott den Befehl erhalten zu haben, seine Brüder zum Kampfe gegen die Christen zu rufen, um diese zu vernichten. Bis jetzt halten sich die gefährlichen Tobas, welche mehr im Innern des Chaco ihre Züge haben und die dem christlichen Glauben bis jetzt unzugänglich sind, noch neutral.

Wuntes Allerlei.

Gegen die unbedachtame Benutzung von Naturreserven richtet sich eine Verfügung des Reichsminister der Finanzen, in der es heißt: Durch Untersuchungen im kaiserlichen Gesundheitsamte ist festgestellt, daß das in Berlin zu wirtschaftlichen Zwecken in den Handel kommende Eis, selbst bei gutem Aussehen, oft zahlreiche in ihrer Entwicklungsfähigkeit nicht veränderte, gesundheitsgefährliche Kleintiere enthält. Es ist dadurch wahrscheinlich geworden, daß die häufiger beobachteten Krankheiten nach dem Genuße von Getränken, welche durch Hinzusetzen von Eiswürfeln gekühlt wurden, weniger durch die Kälte des Getränkes, als durch die im Eis vorhandenen Krankheitserreger verursacht sind. Derselben Nachteil können durch feste Nahrungsmittel, welche durch Liegen auf solchen Eis gekühlt worden, entstehen. Es empfiehlt sich daher mittels öffentlicher Belehrungen darauf aufmerksam zu machen, daß der Genuß von Getränken und anderen Nahrungsmitteln, welche in der vorerwähnten Weise mit Eis gekühlt sind, gesundheitsgefährlich ist. Es ist aber auch notwendig, Vorkehrungen dahin zu treffen, daß das in den Handel gelangende Meise nicht aus Gefäßern genommen werde, welche durch zuführende Unreinlichkeiten oder andere Umstände in gesundheitlicher Beziehung von bedenklicher Beschaffenheit sind, insbesondere nicht aus Eisenfässern, Zeichen, Gläsern und Steinen, nicht bei bebauten Ortschaften liegenden Seen, sowie aus Flüssigkeiten und nicht unterhalb bebauter Ortschaften; es ist Sache der Ortspolizeibehörden, nach Lage der örtlichen Verhältnisse dieserhalb in geeigneter Jahreszeit besondere Verbote zu erlassen und nach Umständen alljährlich zu wiederholen.

Nasenverstopfung. Die Hörer des Horen Wiltrich in Wien waren vor einigen Tagen Zeugen einer interessanten Operation. Als Patient wurde ein etwa 25jähriger junger Mann, Herr G., welcher bei der jökischen Landesregierung, vorgeführt. In Wirklichkeit erfreute sich der junge Mann, eine Erkrankung von stattlichem Aussehen, der besten Gesundheit, ihm fehlte durchaus nichts — und doch verlangte er drei, noch vier zu werden. Ein Blick auf das Gesicht des Fremden ließ jedoch sofort erkennen, daß dieser offenbar mit der Foru seiner Nase nicht einverstanden sei und daher eine „Korrektur“ an derselben für notwendig erachte. Professor Wil-

trich erzählte seinen Hörern darüber folgendes: Vor einigen Tagen sei Herr G. bei ihm erschienen mit dem Ersuchen, ihn von einem im oberen Teile seiner Nase sitzenden Häder zu befreien. Dieser Häder verhiere ihm das Leben, denn wo der Träger desselben erheime, rufe er mit seiner Nase die größte Heiterkeit hervor. Man könne dem Manne, meinte der berühmte Chirurg, auf Wort glauben, denn der Eindruck dieser Nase war auf viele Zuschauer ein wahrhaft komischer. Er, Wiltrich, habe dem jungen Manne wohl versprochen, „etwas zu thun“, doch konnte er ihm nicht für eine Anästhesie aufstehen seiner jökigen Nase mit dem unliebsamen Luftzuge garantieren. Nun schritt der Professor zur Operation. Vorher befragte er einen seiner Mitarbeiter, der zugleich Amateur-Photograph ist, ob er zur „Vorrichtung“ der Glast vorher photographiert habe, denn man könne nicht wissen, ob dieser nicht nach der Operation etwa Respirationen erheben werde, man müsse demnach in der Lage sein, ihm sein früheres Verhören jederzeit vorhalten zu können. Auf die bejahende Antwort des Photographen, daß die „gebörnte Nase“ bereits im Wilde festgehalten sei, wurde die Operation angeführt. Professor Wiltrich führte einen Seitenchnitt neben dem Auswuchs aus, stülpte den Hautschnitt ein, so daß der Nasenhöder jetzt freilag, und entfernte diesen mittels Meißel und Hammer aus dem Gesicht. Die Operation dauerte nahezu fünf Viertelstunden. Die Nase jetzt eine normale Form. Nach Ablauf des Heilungsprozesses dürfte höchstens eine Narbe den jungen Mann an den früheren Höder auf der Nase erinnern.

Ein festlicher Sport, die Spionenjagd in den höheren Regionen der Atmosphäre, scheint, so lesen wir in der Post, in unseren Grenzländern allmählich in Mode kommen zu wollen, und dann wird die Sache von der russischen Presse mit dem tiefsten Ernst erörtert. So war schon vor einigen Tagen berichtet worden, es sei ein aus Deutschland kommender Luftballon bei der Festung Skowno eingetroffen; nachdem man jedoch auf dies sehr hoch fliegende Spionenfahrt mehrere Schiffe abgegeben, habe es (die Sache klingt allerdings etwas wunderbar) schliesslich leicht gemacht, und sei über die Grenze zurückgefliegen. Jetzt wird nun über einen zweiten dergleichen Luftballon berichtet. Der amtliche Warszawer Dneemil bringt eine Meldung aus Dombrowa, der zufolge die Bewohner dieses Fleckchens am 7. März um 5 nachmittags einen in sehr bedeutender Höhe fliegenden riesigen Luftballon beobachteten, der, aus Niewellen kommend, die nordöstliche Richtung der Zwangorob-Dombrowa-Eisenbahn einhielt, tropdem, das auf diesem Tage der Wind aus Norden wehte. Der Ballon verschwand auf einige Zeit hinter Wolken, erschien jedoch nach 45 Minuten wieder, war beleuchtet, und hatte unterdessen die entgegengesetzte Richtung eingeschlagen. Der Gewährsmann schließt aus alledem, der von ihm geführte Ballon sei mit höchstvervollkommenen Luftschiffer-Apparaten ausgerüstet und von wohlhabender Mannschaft besetzt gewesen, und zwar sei er aus Preussisch-Schlesien gekommen.

Ein Veteran. In Hores starb am 21. d. 101 Jahre alt, der Franjoze Louis Cartigny, der letzte, welcher noch die Schlacht von Traalgar 1805 (Seezug Nelsons, welcher ihm mitgemacht hat. Cartigny blieb bis zu seinem Tode im Besitz aller seiner geistigen Fähigkeiten. Im Jahre 1805 war er Aufseher auf dem französischen Vintenschiff „Redoubtable“. Als sich die Besatzung desselben ergeben mußte, wurde er nach England gebracht und blieb hier zum Friedensschlusse als Kriegsgefangener. Cartigny war Doyer des Orben der Ehrenlegion. Als er vor einem Jahre seinen 100. Geburtstag feierte, erwies ihm seine Landesherrin hohe Ehren. Es war die Absicht der Königin gewesen, den Veteranen bei ihrem Aufenthalt in Hores zu besuchen.

Die Folgen des großen Erdbebens im japanischen Vorküstengebiet sind jetzt wie folgt festgestellt: 4889 Personen getötet, 12 311 verwundet, 4420 Wohnhäuser völlig und 21 378 teilweise zerstört, 23 379 beschädigt, 4150 eingekerkert, sowie 174 öffentliche und andere Gebäude beschädigt, somit im ganzen 55 080 Gebäude, die betroffen worden sind.

wird der Witwe wohl mancher Prozeß drohen,“ sagte sie. „Die betrogenen Gläubiger streifen sich um den Nachlaß und der arme Frau wird nichts übrig bleiben.“

„Der Mann hatte sich in eine Lebensversicherung eingekauft,“ erwiderte der Advokat; „diese Summe wird der Witwe wohl verbleiben.“

„Wie groß ist sie?“ fragte Gustav.

„Ich kann's dir nicht sagen. Die junge Frau fürchtet, zu einem Prozeß genötigt zu werden.“

„In diesem Falle würde ich für sie eintreten!“ meinte Gustav.

„Ich habe ihr das auch gesagt, und ich denke, die Summe wird groß genug sein, um ein kleines Geschäft damit zu gründen; im anderen Falle wäre freilich die Witwe darauf angewiesen, irgend eine Stelle anzunehmen, oder durch Handarbeit sich zu ernähren.“

„Das wäre dann auch ein trauriges Los,“ sagte die Mutter, „namentlich für eine Dame, die bessere Tage gesehen hat.“

„Ja, ja, aber man muß es nehmen, wie es kommt,“ erwiderte der Advokat absehnend, „man kann nicht steten Sonnenschein im Leben verlangen.“

Die Unterhaltung wurde in diesem Augenblick durch den Eintritt des Dienstmädchens gestört, das dem Advokaten den Besuch einer Dame meldete.

„Ich komme gleich,“ rief Gustav, führen Sie die Dame in mein Kabinett. — Sollte sie es sein?“ wandte er sich zu seinem Vater, als das Mädchen sich entfernte. „Ich kann mir

doch nicht wohl denken, daß sie an die frühere Freundschaft appellieren und meinen Rat beanspruchen sollte.“

„Und wäre es so, dann bewahre dir deine Stillsitzigkeit,“ sagte die Mutter. „Deinen Verstand brauchst du ihr darum ja nicht zu verweigern.“

Der Advokat stieg langsam die Treppe hinunter; seine Büroakorde lagen im Erdgeschloß.

Als er in sein Privatabteil trat, sah er sich einer schwarzgekleideten Dame gegenüber, deren immondernde Erscheinung einen tiefen, fast übernatürlichen Eindruck auf ihn machte. Ihr hoher, schlanker Wuchs war unübertrefflich, ihre Haltung aristokratisch, von bestechendem Zauber weiblicher Würde umhüllt.

Mitblondes Haar umrahmte in reicher Fülle die hohe Stirn, aus den tiefblauen Augen leuchtete der Geist und Gemüt und nur der herbe Zug, der die feinen, zarten Lippen umspielte, sprach einigermassen die Harmonie dieser wunderbar schönen und disziplinierter Erscheinung. Gestalten Sie mir, daß ich mich Ihnen vorstellen,“ sagte sie, nachdem sie die tiefe Verbeugung Gustavs mit einer leichten Verneigung erwidert hatte. — „Vania Dagen, Tochter des vor einigen Monaten verstorbenen Hausmanns Dagen. Ich muß mich mit Ihnen bequemen, Herr Doktor, daß ich Ihre Sonntagsruhe, deren Sie nach den Anstrengungen der letzten Woche dringend bedürfen, zu stören wage,“ fuhr sie darauf in die leichten Konversationen fort, während sie in dem Sessel, den der Advokat ihr hingestellt hatte, Platz nahm; „ich wollte Sie um Rat und Bei-

stand bitten und habe Ihnen eine lange Geschichte zu erzählen.“

Sie lächelte durchaus nicht, gnädiges Fräulein,“ erwiderte der Advokat, „im stillen schon beherzigt habe, daß die neue Aktien höchstens vier, oder fünfzigtausend Jahre zählen konnte, es ist mir sogar sehr lieb, daß Sie gerade den Sonntag gewählt haben, in das feste Einzelte dieser Ruhezeit wird dadurch für mich eine angenehme Unterbrechung gebracht.“

„Eine feine Arie überflüssig die Waagen“

„Wie lag in dem Bilde des jungen Advokaten etwas, was sie unwillkürlich anregte, die Wimpern zu senken.“

„Ich muß Sie vorab mit den Gründen bekannt machen, die mich bewegen haben, eine Ihnen unerwartliche Thorheit zu begehen,“

sagte sie, und ließ tief der Ton ihrer Stimme die innere Erregung erkennen, die sie bisher zurückgedrängt hatte. „Mein Vater nahm schon vor vielen Jahren seinen Abschied, weil er im Abwancemert übergegangen war; er beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten und das Honorar, das er dafür erhielt, reichte im Verein mit seiner Pension hin, um seine Bedürfnisse zu bestreiten. Mein Bruder, der jetzt Premierleutnant ist, besand sich damals noch in der Kadettenschule; meine Mutter starb früh. Da können Sie sich denken, daß auf den Schultern meines Vaters eine schwere Last lag.“

„Und wußt auch auf den Ihrigen?“ fragte der Advokat leichthin.

„Ich habe meine Pflicht gethan, so gut ich es vermochte, und metu guter Vater hat sie durch dankbare Anerkennung meiner geringen Dienste

mir erleichtert. Als er sich dem Ende nahe fühlte, rief er meinen Bruder und mich an sein Sterbelager. Er leitete uns mit, daß er ein Vermögen von zehntausend Haltern hinterlasse, dann hat er meinen Bruder, auf seinen Anteil an diesem Nachlaß zu verzichten, da ja seine Erbschaft geschert sei, ich aber mit der Hälfte des kleinen Vermögens wenig oder gar nichts bekommen könne und die Sorge um meine Erbschaft ihm das Schweben schwer mache. Friedrich war augenblicklich bereit, die Witte des sterbenden Vaters zu erfüllen; der Einnahme, die ich dagegen erhielt, wurde weder jetzt noch später beachtet. Mein Bruder überließ mir die ganze Hinterlassenschaft, er bereit sich darauf, daß seine Erbschaft meinem Vater große Opfer auferlegte; habe und das er jetzt mit seiner Geue ausreichte, und offenerzig gestanden, ich würde an seiner Stelle unter denselben Verhältnissen ebenso gehandelt haben. Der Vater hatte das kleine Vermögen in Wertpapieren-Obligationen angelegt; es war freilich eine sichere Kapitalanlage, aber ich erhebt daraus eine Jahresrente von kaum fünf hundert Thalern. Diese Summe reichte nicht hin, um eine staubesgemähe Erbschaft zu sichern; dies wußte er denn, beschloß ich, auf dem literarischen Gebiete einen Versuch zu machen, auf dem mein guter Vater so manchen glänzenden Erfolg errungen hatte. An ein Resultat dieses ersten Versuches konnte ich noch nicht denken, als ich in der Zeitung plötzlich eine Annonce las, in der Kapitalisten gegen die sichere Erbschaft und swanzig Prozent Zinsen geschuld wurden. Hier ist die Zeitung, lesen Sie selbst.“

(Fortsetzung folgt.)